



Arturo
Pérez-
Reverte
Der Preis,
den man
zahlt

ROMAN
INSEL



Arturo Pérez-Reverte

DER PREIS, DEN MAN ZAHLT

Roman

Aus dem Spanischen
von Petra Zickmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
Falcó bei Alfaguara, Madrid.

Der Preis, den man zahlt ist ein auf realen Ereignissen basierender Roman; Handlung und Figuren sind jedoch frei erfunden. Einige nachrangige historische Details hat der Verfasser verändert, um sie dem Lauf der Erzählung anzupassen.

Erste Auflage 2017

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2017

© 2016, Arturo Pérez-Reverte

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17719-7

DER PREIS, DEN MAN ZAHLT

*Ich traue denen nicht, die ein Haus, ein Bett,
eine Familie und Freunde haben.*

Charles Plisnier, *Falsche Pässe*

Die Hölle ist in Wahrheit ein starkes Aufputzmittel.

John Dos Passos, *The Best Times*

1 NACHTZÜGE

Die Frau, die sterben sollte, redete seit zehn Minuten. Sie sprach in diesem Erste-Klasse-Waggon über banale, unbedeutende Dinge: die Saison in Biarritz, den letzten Film mit Clark Gable und Joan Crawford. Den Krieg in Spanien erwähnte sie höchstens ein, zwei Mal beiläufig. Lorenzo Falcó hörte ihr zu, eine halbgerauchte Zigarette zwischen den Fingern, die Beine übereinandergeschlagen, wobei er darauf achtete, dass die Bügelfalte seiner Flanellhose nicht zu sehr litt. Die Frau saß am Fenster, hinter dem es Nacht wurde, und Falcó am anderen Ende neben der Tür zum Gang. Sie waren allein im Abteil.

»Es war Jean Harlow«, sagte Falcó.

»Wie bitte?«

»Harlow. Jean. Die in *Abenteuer im Gelben Meer* mit Gable spielt.«

»Oh.«

Die Frau sah ihn an, drei Sekunden länger als üblich, ohne zu blinzeln. Alle Frauen gönnten Falcó zumindest diese drei Sekunden. Er musterte sie noch einen Moment länger, die Seidenstrümpfe mit Naht, die hochwertigen Schuhe, den Hut und die Handtasche auf dem Nebensitz, das elegante Kleid von Vionnet, das für einen scharfen Beobachter – der er war – im Widerspruch zur leicht vulgären Ausstrahlung der Frau stand. Auch ihre Affektiertheit war ein verräterisches Indiz. Sie hatte die Tasche geöffnet, um Lippen und Brauen nachzuziehen, und gab ein kultiviertes Benehmen vor, an dem es ihr

in Wahrheit mangelte. Schlecht machte sie ihre Sache nicht, dachte Falcó. Sie war geübt. Aber alles andere als perfekt.

»Fahren Sie auch nach Barcelona?«, fragte sie.

»Ja.«

»Trotz Krieg?«

»Ich bin Unternehmer. Der Krieg ist für manche Geschäfte schädlich, andere macht er leichter.«

Ein Hauch von Geringschätzung verschattete kurz den Blick der Frau.

»Verstehe.«

Drei Wagen weiter vorn stieß die Lokomotive einen langen Pfiff aus, und das Rattern der Drehgestelle verstärkte sich, als der Schnellzug in eine weitgeschwungene Kurve fuhr. Falcó sah auf die Patek Philippe an seinem linken Handgelenk. In einer Viertelstunde würde die Bahn in Narbonne fünf Minuten Aufenthalt haben.

»Verzeihung«, sagte er.

Er drückte die Zigarette im Aschenbecher seiner Armlehne aus, stand auf, zog den Krawattenknoten zurecht und strich das Jackett glatt. Den verbeulten Schweinslederkoffer, der neben Hut und Trenchcoat über seinem Sitz im Gepäcknetz lag, würdigte er kaum eines Blickes. Es war nichts darin außer ein paar alten Büchern, die für ein gewisses Gewicht sorgten. Alles Unentbehrliche – Pass, Brieftasche mit französischem, deutschem und Schweizer Geld, ein Röllchen Cafiaspirinas, ein Zigarettenetui aus Schildpatt, ein silbernes Feuerzeug und eine Neun-Millimeter-Browning mit sechs Kugeln im Magazin – trug er am Körper. Hätte er den Hut mitgenommen, wäre die Frau womöglich misstrauisch geworden, also griff er nur nach dem Mantel und verabschiedete sich in stiller Wehmut von seinem makellosen Trilby aus kastanienbraunem Filz.

»Gestatten Sie«, fügte er noch hinzu und öffnete die Schiebetür.

Als er die Frau ein letztes Mal ansah, hatte sie das Gesicht nach draußen in die Nacht gewendet, und in der dunklen Scheibe spiegelte sich ihr Profil. Falcós abschließender Blick galt ihren Beinen. Schön waren sie, befand er gleichmütig. Ihr Gesicht war nichts Besonderes und verdankte seinen Reiz vorwiegend dem Make-up, doch das Kleid umspielte verheißungsvolle Rundungen, zu denen die wohlgeformten Beine passten.

Auf dem Gang stand ein schwächlicher Mann in einem langen Kamelhaarmantel, zweifarbigen Schuhen und einem Hut mit breiter Krempe. Er hatte vorquellende Augen und eine vage Ähnlichkeit mit dem amerikanischen Schauspieler George Raft. Als Falcó wie zufällig neben dem Mann innehielt, stieg ihm ein intensiver Geruch nach Haarpomade und Rosenwasser in die Nase. Fast unangenehm.

»Ist sie das?«, raunte das Männlein.

Falcó nickte, während er das Etui hervorholte und sich eine Zigarette zwischen die Lippen steckte. Der andere verzog den kleinen, grausamen Mund.

»Sicher?«

Ohne zu antworten, zündete Falcó die Zigarette an und ging weiter zum Ende des Waggons. Als er die Plattform erreicht hatte, drehte er sich um und stellte fest, dass der Mann schon nicht mehr im Gang war. Er rauchte, reglos neben dem Faltenbalg, der den Waggon mit dem nächsten verband, an die Toilettentür gelehnt, und lauschte dem ohrenbetäubenden Lärm der Räder auf den Schienen. In Salamanca hatte ihm der Admiral eingeschärft, den praktischen Teil der Sache nicht selbst zu übernehmen. Wir wollen dich nicht verbrennen und nichts riskieren, für den Fall, dass etwas schiefgeht, lautete die Anweisung. Der Befehl. Diese Frau reist von Paris nach Barcelona, ohne Begleitung. Beschränke dich darauf, sie zu identifizieren, und geh aus der Schusslinie. Paquito Araña übernimmt alles andere. Du weißt schon. Auf seine subtile Art. In so etwas ist er gut.

Wieder ertönte das Signal an der Spitze des Zuges. Die Lokomotive verlor an Geschwindigkeit, und man sah Lichter, die immer langsamer vorüberglitten. Das Rattern wurde stockend, unregelmäßig. Am Ende des Ganges erschien der Schaffner in seiner blauen Uniform, die Mütze auf dem Kopf, und verkündete »Narbonne, fünf Minuten Aufenthalt«. Falcó war sofort auf der Hut und beobachtete angespannt, wie der Schaffner sich dem Abteil näherte, das er selbst soeben verlassen hatte, und weiterging. Nichts hatte die Aufmerksamkeit des Beamten erregt – Araña hatte vermutlich die Vorhänge zugezogen –, denn er wiederholte nur »Narbonne, fünf Minuten Aufenthalt«, als er an Falcó vorbeikam, und trat durch den Faltenbalg in den nächsten Waggon.

Auf dem Bahnsteig war nicht viel Betrieb: ein halbes Dutzend Reisende, die mit ihren Koffern aus dem Zug stiegen, ein Stationschef mit roter Mütze und Signallampe, der sich gemächlich auf die Lokomotive zubewegte, und beim Ausgang ein gelangweilt wirkender Gendarm in kurzem Umhang, der die Hände auf dem Rücken gefaltet hatte und unverwandt auf die Uhr am Vordach starrte. Sie zeigte 0:45. Auf dem Weg nach draußen streifte Falcós Blick kurz den Wagen, in dem er gerade noch gegessen hatte: Die Vorhänge an den Fenstern zum Gang waren zugezogen. Zugleich bemerkte er, dass Araña aus einem anderen Waggon gestiegen und ein paar Schritte hinter ihm war.

An der Zugspitze angekommen, hob der Stationschef die Lampe und pfiiff. Die Lokomotive stieß fauchend eine Dampf- wolke aus und setzte sich in Bewegung. Zu diesem Zeitpunkt durchquerte Falcó bereits die Halle des Bahnhofsgebäudes und trat auf die Straße hinaus in den gelblichen Schein der Laternen, die eine Mauer voller Werbeplakate und einen Peugeot beleuchteten. Das Auto parkte in der Nähe eines Taxi- standes am Bordstein, genau da, wo es sein sollte. Falcó verhielt den Schritt gerade lange genug, damit Araña ihn einholen

konnte. Er brauchte sich nicht umzudrehen, er merkte es an dem unverwechselbaren Geruch nach Pomade und Rosenwasser, als der andere auf seiner Höhe war.

»Sie war es.« Mit diesen Worten steckte er Falcó eine kleine Ledermappe zu. Die Hände in den Manteltaschen, den Hut über die Augen geschoben, entfernte sich der kleine Mann dann mit kurzen, schnellen Schritten im schwachen Licht der Straße, bis ihn die Schatten verschluckt hatten. Indessen wandte sich Falcó dem Peugeot zu. Der Motor lief, und hinter dem Lenkrad war eine bewegungslose schwarze Silhouette auszumachen. Er öffnete die hintere Tür und ließ sich auf dem Rücksitz nieder, den Trenchcoat legte er neben sich, die Ledermappe auf seine Knie.

»Haben Sie eine Taschenlampe?«

»Ja.«

»Her damit.«

Der Fahrer reichte sie ihm, legte den ersten Gang ein und fuhr los. Die Scheinwerfer erleuchteten verwaiste Straßen, dann eine Vorstadtgegend und eine Landstraße mit Bäumen, um deren Stämme weiße Streifen gemalt waren. Falcó schaltete die Lampe ein und richtete den Strahl auf den Inhalt der Tasche: Briefe und maschinengeschriebene Dokumente, ein Notizbuch mit Telefonnummern und Adressen, zwei Ausschnitte aus einer deutschen Zeitung und ein Ausweis mit Foto und Stempel der katalanischen Regierung auf den Namen Luisa Rovira Balcells. Vier der Schriftstücke trugen Stempel der spanischen Kommunistischen Partei. Er packte alles in die Mappe zurück, legte die Lampe zur Seite, setzte sich bequemer hin, und nachdem er den Krawattenknoten gelockert und sich mit dem Mantel zugedeckt hatte, legte er den Kopf an die Rückenlehne und schloss die Augen. Nicht einmal jetzt, da ihn der Schlaf übermannte und seine Züge erschlaffen ließ, verlor sein kantiges, um diese Tageszeit von Bartstopfeln übersätes Gesicht seinen gewohnten Ausdruck: sympa-

thisch, vergnügt, wenn auch zuweilen mit einem grausamen Zug, der seine Miene auf beunruhigende Weise trüben konnte, als würde er sich ständig eines tragischen Scherzes bewusst, an dem er selbst beteiligt war.

Die weiß angestrichenen Bäume zogen noch immer im Scheinwerferlicht zu beiden Seiten der Straße dahin. Falcós letzter Gedanke, ehe ihn die Fahrgeräusche endgültig in den Schlaf gesummt hatten, galt den Beinen der toten Frau. Ein Jammer, dachte er im Wegdämmern. So eine Verschwendung.

»Wir haben einen neuen Auftrag«, sagte der Admiral.

Hinter ihm überragte die Kuppel der Kathedrale von Salamanca die noch kahlen Äste der Bäume auf dem Platz. Der Leiter des Geheimdienstes SNIO – *Servicio Nacional de Información y Operaciones* – bewegte sich auf die große Karte der Iberischen Halbinsel zu, die neben einigen Bücherregalen mit der Enzyklopädie Espasa und einem Franco-Porträt die halbe Wand einnahm.

»Einen undurchsichtigen, vertrackten neuen Auftrag«, bekräftigte er.

Er nahm ein zerknittertes Taschentuch aus seiner Strickjacke – im Büro trug er nie Uniform –, schnäuzte sich geräuschvoll und sah Lorenzo Falcó an, als wäre der an seinem Schnupfen schuld. Während er das Taschentuch wieder einsteckte, blickte er auf die Landkarte und wies auf eine Stelle unten rechts.

»Alicante«, sagte er.

»Rote Zone«, stellte Falcó überflüssigerweise fest, und sein Chef sah ihn erst scharf, dann missbilligend an.

»Klar ist das rote Zone.«

Falcó hatte den provokanten Ton wohl bemerkt. Er war erst einen Tag in Salamanca, nachdem er nach einer strapa-

ziösen Reise durch Südfrankreich bei Irun die Grenze überquert hatte. Und davor hatte er eine schwierige Mission in Barcelona hinter sich gebracht, das in der republikanischen Zone lag. Seit dem Militäraufstand hatte er keinen freien Tag gehabt.

»Ausruhen kannst du dich, wenn du tot bist.«

Leise lachte der Admiral über seinen eigenen Scherz. Der Humor seines Chefs, dachte Falcó, war häufig fies, vor allem seit sein einziger Sohn, ein junger Leutnant zur See, am dritten August an Bord des Kreuzers *Libertad* zusammen mit anderen Offizieren ermordet worden war. Dieser finstere, leicht makabre Wesenszug war sein Markenzeichen, sogar wenn er einen Agenten seiner Spezialeinheit *Grupo Lucero* hinter die feindlichen Linien schickte, damit der sich in einer der »Tschekas«, der nach der russischen Staatssicherheit benannten Folterkeller, bei lebendigem Leib die Haut abziehen ließ. Er konnte so etwas sagen wie: »Dann weiß deine Witwe wenigstens endlich einmal, wo du schläfst« und ähnliche Dinge, die niemand zum Lachen fand. Doch nach vier Monaten Bürgerkrieg und mit einem Dutzend ein wenig ziellos umherstreunenden Agenten bestimmte dieser harsche, zynische Ton mittlerweile die gesamte Kommunikation des Dienstes. Selbst Sekretärinnen, Funker und Codierer hatten ihn sich zu eigen gemacht. Dem Chef jedenfalls passte er wie angegossen. Der Admiral, ein Galicier aus Betanzos, dürr, klein, mit dichtem grauem Haar und einem nikotingelben Schnauzbart, der seine gesamte Oberlippe bedeckte, war hochintelligent. Die Begriffe *rot* und *Feind* lösten regelmäßig stillen Groll in ihm aus, der aus seinem lebhaften rechten Auge blitzte. Das linke war aus Glas. Verantwortlich für den harten Kern der franquistischen Spionage, war er trotz seiner zierlichen Statur furchteinflößend. Im Hauptquartier von Salamanca nannte man ihn den Keiler. Doch niemand sagte ihm das ins Gesicht.

»Darf ich rauchen?«, fragte Falcó.

»Nein, verdammt noch mal. Du darfst nicht rauchen.«
Schmachtend blickte der Admiral auf eine Dose Pfeifentabak auf dem Tisch. »Ich habe eine scheußliche Grippe.«

Obwohl sein Chef stand, blieb Falcó sitzen. Sie waren alte Bekannte aus der Zeit, als der Admiral, damals noch Schiffskapitän und Marineattaché in Istanbul, die republikanischen Geheimdienste im östlichen Mittelmeerraum organisierte, die er bei Ausbruch des Bürgerkrieges dann den Franquisten zur Verfügung gestellt hatte. Zum ersten Mal waren sich die beiden lange vor dem Krieg in Istanbul begegnet, im Zusammenhang mit einem Waffengeschäft, an dem Falcó als Mittelsmann für die IRA beteiligt gewesen war.

»Ich habe etwas für Sie«, sagte Falcó.

Mit diesen Worten holte er einen Umschlag aus der Jackentasche und legte ihn auf den Tisch vor den Admiral. Der sah mit fragender Miene darauf. Das Glasauge war ein wenig heller als das echte, was seinem Blick ein eigentümliches Schielen verlieh und seine Gesprächspartner irritierte. Dann öffnete er den Umschlag und brachte eine Briefmarke zum Vorschein.

»Ich weiß nicht, ob Sie die schon haben«, sagte Falcó.
»Von 1850.«

Der Admiral drehte sie zwischen den Fingern und hielt sie gegen das Licht. Anschließend holte er aus einer Schreibtischschublade voller Pfeifen und Tabakdosen eine Lupe und studierte die Marke eingehend.

»Schwarz auf blau«, bestätigte er zufrieden. »Und ungestempelt. Die Nummer eins von Hannover.«

»Das hat mir der Philatelist auch gesagt.«

»Wo hast du sie gekauft?«

»In Hendaye, bevor ich über die Grenze bin.«

»Laut Katalog kostet die mindestens viertausend Franc.«

»Ich habe fünftausend bezahlt.«

Der Admiral trat an einen Schrank, nahm ein Album heraus und legte die Briefmarke hinein.

»Setz es auf deine Spesenabrechnung.«

»Habe ich schon. Was ist mit Alicante?«

Der Admiral schloss langsam die Schranktür. Dann fasste er sich an die Nase, schaute auf die Landkarte und griff sich noch einmal an die Nase.

»Das hat noch Zeit. Zumindest ein paar Tage.«

»Muss ich hin?«

»Ja.«

Wie viele Dinge sich doch in einer einzigen Silbe zusammenfassen ließen, dachte Falcó mit Ironie. Den Wechsel von einer Zone in die andere, die vertraute Ungewissheit, sich erneut auf feindlichem Gelände zu bewegen, die Gefahr, die Angst. Womöglich auch Gefängnis, Folter und Tod. Ein Erschießungskommando im Morgengrauen, ein Nackenschuss in einem schummrigen Keller. Eine namenlose Leiche am Straßenrand oder in einem Massengrab. Eine Schaufel voll ungelöschtem Kalk, und alles wäre zu Ende. Für einen Augenblick erinnerte er sich an die Frau im Zug vor ein paar Tagen, und mit resignierter Miene stellte er fest, dass er sich kaum noch an ihr Gesicht erinnern konnte.

»Nutz die Zeit bis dahin«, riet ihm der Admiral. »Entspann dich.«

»Wann erfahre ich Genaueres?«

»Das machen wir diesmal in Etappen. Mit der ersten fangen wir morgen an, da sehen wir die Leute vom SIIF.«

Unwillig zog Falcó eine Augenbraue hoch. Die Abkürzung stand für *Servicio de Información e Investigación de la Falange*, den Nachrichtendienst der paramilitärischen faschistischen Miliz. Die strammsten und unerbittlichsten Ideologen der sogenannten Nationalen Bewegung unter der Führung von General Franco.

»Was hat die Falange damit zu tun?«

»Einiges. Wirst schon sehen. Wir treffen uns um zehn Uhr mit Ángel Luis Poveda ... Ja, zieh nicht so ein Gesicht. Mit dieser Bestie.«

Falcó brachte seine Züge wieder unter Kontrolle. Poveda war der Chef des SIIF. Einer der harten Linie, ein Sevillaner, der es mit der Erschießung von Gewerkschaftern und Lehrern unter dem Befehl von General Queipo de Llano während der ersten Tage der Erhebung in Andalusien zu einigem Ruhm gebracht hatte.

»Ich dachte, wir arbeiten immer allein. Auf eigene Faust.«

»Nicht mehr, wie du siehst. Auf direkten Befehl vom Generalissimus ... Diesmal koordinieren wir uns mit den Falangisten, und das ist nicht alles: Auch die Deutschen haben die Finger im Spiel, und ich bete zu Gott, dass die Italiener nicht auch noch mitmischen. Vorhin habe ich die Sache mit Schröter diskutiert.«

Falcó kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Hans Schröter war ihm nicht persönlich bekannt, doch wusste er, dass es sich um den Geheimdienstchef der Nazis im nationalistischen Spanien handelte und dass dieser in unmittelbarem Kontakt mit Admiral Canaris in Berlin stand. Das gesamte franquistische Hauptquartier in Salamanca war ein Ameisenhaufen aus Agenten mehrerer in- und ausländischer Dienste. Parallel zur deutschen Abwehr arbeitete dort der italienische *Servizio Informazioni Militare* neben zahlreichen Organismen der spanischen Spionage und Gegenspionage, die zueinander in Konkurrenz standen und sich oft gegenseitig behinderten: die Falangisten des SIIF, der militärische Nachrichtendienst SIM, der Geheimdienst der Armada, das unter der Bezeichnung SIFNE bekannte zivile Spionagenetz, der MAPEBA – eine von Frankreich aus operierende nationalistische Spitzelgruppe –, die Direktion für Polizei und Sicherheit und weitere kleinere Dienste. Was den vom Admiral geleiteten SNIO anging, so war dieser unmittelbar dem Hauptquartier unter-

stellt und dort dem direkten Befehl von Nicolás Franco, dem Bruder des Caudillo Francisco Franco. Diese Organisation war spezialisiert auf Unterwanderung, Sabotage und Ausschaltung feindlicher Elemente, sowohl in der republikanischen Zone als auch im Ausland. Die kleine Eliteeinheit *Grupo Lucero*, zu der Lorenzo Falcó gehörte und die im lokalen Geheimdienstlerjargon die Müllabfuhr genannt wurde, war ein Teil davon.

»Heute Abend wird der italienische Botschafter im Kasino mit einem Fest empfangen. Sein Büro wird sich im ersten Stock niederlassen, und es werden viele Leute dort sein. Vielleicht hast du ja auch Lust.«

Falcó betrachtete ihn aufmerksam. Er wusste, dass sein Chef ihn gut leiden konnte – »Du hast ein bisschen Ähnlichkeit mit meinem Sohn«, hatte er einmal gesagt –, doch er war gewiss kein Vorgesetzter, den die Freizeitgestaltung seiner Untergebenen gekümmert hätte. Der Admiral verstand und verzog das Gesicht zu einem stacheligen Grinsen.

»Hans Schröter wird auch da sein. Ich habe euch ein kleines Treffen arrangiert, nur ein paar Minuten. Unter vier Augen. Er möchte dich kennenlernen, aber unauffällig. Kein Besuch auf der Dienststelle oder so.«

»Was soll ich ihm sagen?«

»Nichts.« Der Admiral putzte sich wieder die Nase. »Eine unverfängliche Plauderei. Du hältst den Mund, lässt dich begutachten und gibst nichts preis. Es ist nur ein erstes Beschnuppern. Er hat von dir gehört und ist neugierig geworden.«

»Verstehe. Schauen, lauschen, schweigen.«

»Genau. Übrigens wird noch ein anderer Deutscher da sein, der uns beiden kein Unbekannter ist: Wolfgang Lenz.«

»Der von der Rheinmetall?«

»Ganz recht. Mit seiner Frau, glaube ich ... Ute heißt sie. Oder Greta. Etwas in der Art. Ein kurzer Name. Vielleicht ist es auch Petra.«